

Das  
unendliche  
Alphabet

# IMITATHYOS

MATTHIAS A. K.  
ZIMMERMANN

ROMAN

MODELL  
  
WELTEN

Es sind nicht die Buchstaben allein,  
die den Worten ihre Wirkung und Bedeutung verleihen,  
sondern ihre Reihenfolge.  
Dennoch, wie diese Geschichte offenbart,  
können selbst Buchstaben mysteriöse Eigenleben führen.

# 1

Buchstäblich wurde Minas literarische Welt in alphabetisches Chaos gestürzt. Verzweifelt blickte sie auf ihren Laptopbildschirm, mit zittriger Hand scrollte sie die Textdatei hinunter und starrte auf ein kryptisches Gewirr. Sätze und Abschnitte ergaben keinen Sinn mehr, sämtliche Informationen waren zu einer unleserlichen Masse aus Buchstaben verklumpt, wie Mina mit Entsetzen feststellte. Bald endete das Sommersemester, und sie musste ihre Abschlussarbeit in Psychologie abgeben, ansonsten müsste sie das letzte Jahr wiederholen und die komplette Arbeit nochmal schreiben. Der blanke Horror! Soeben hatte Mina ein Update durchgeführt, und die Datenaktualisierung hatte ausnahmslos alle ihre Texte alphabetisch durcheinandergemischt. Nicht nur ihre wissenschaftliche Arbeit, an der sie monatelang geschrieben hatte, war in diesem Wirrwarr aus Wortfetzen verschwunden, auch ihre über Jahre hinweg so sorgfältig ausformulierten Gedichte und Kurzgeschichten waren mit einem Mal weg. Ihre Texte waren zerstört. Sicherheitskopien hatte sie nie gemacht. Es war unfassbar! Tränen schossen ihr in die Augen, sie wollte nicht wahrhaben, was gerade passiert war.

Mina befand sich in der Universitätsbibliothek. Sie saß an einem Tisch bei einem der hohen Fenster und unterdrückte einen Schluchzer, damit sie die hier vorgeschriebene Ruhe nicht störte. Sie hätte nicht sagen können, wie lange sie einfach nur so dasaß. Ihre Verzweiflung ging allmählich in eine Apathie über, und sie empfand bald nur noch hoffnungslose Leere. Aufgelöst sah sie aus dem Fenster und betrachtete die vom Campus wegführende Straße – sie verzweigte sich zu einem Verkehrsnetz, das bis in die Vororte von Athen reichte. Mit einem Mal erschien Mina die Welt kompliziert und ungerecht, und es kam ihr so vor, als hätte eine höhere Macht böswillig in ihr Leben

eingegriffen. Ist das Leben vorherbestimmt oder besteht es aus unzähligen Zufällen? Lange dachte Mina über diese Frage nach. Dann fiel ihr Blick auf die Uhr. Sie hatte einen Gesprächstermin. Eigentlich wollte sie ihr weiterführendes Studium besprechen; stattdessen musste sie dem Professor das Missgeschick ihrer Textdatei glaubhaft erklären. Sie packte ihre Siebensachen zusammen – das Handy, den updateverteufelten Laptop, die beiden Ladekabel, ihr Notizbuch und ihren Notizbuchbleistift, die Tasche – und ging zum Lift.

Mehrmals drückte sie den Fahrstuhlknopf. Wieder einmal war der Lift blockiert. Mina befand sich im obersten Stock, wo sie ihren Schreibplatz hatte. Die Bibliothek war vertikal alphabetisch geordnet: Zuoberst standen die Regale mit den Buchstaben ›A‹ und ›B‹, im Erdgeschoss jene mit ›Y‹ und ›Z‹. Eine Wendeltreppe führte durch alle Etagen bis ins Erdgeschoss hinab. Verstoßen schaute sie auf den Orientierungsplan neben der Fahrstuhltür:

|     |   |          |
|-----|---|----------|
| A B | = | Etage 12 |
| C D | = | Etage 11 |
| E F | = | Etage 10 |
| G H | = | Etage 09 |
| I J | = | Etage 08 |
| K L | = | Etage 07 |
| M N | = | Etage 06 |
| O P | = | Etage 05 |
| Q R | = | Etage 04 |
| S T | = | Etage 03 |
| U V | = | Etage 02 |
| W X | = | Etage 01 |
| Y Z | = | Etage 00 |

Unzählige Stufen musste man sich hinab mühen, wollte man von ganz oben nach ganz unten gelangen. Doch dafür gab es ja den Lift. Wo blieb er nur? Die Zeit drängte. Mina lehnte sich gegen die Fahrstuhltür und seufzte. Wahrscheinlich wurde er wieder von einem Bibliotheksangestellten blockiert.

Verärgert schaute sie auf die Regale ›A‹ und hätte dem Angestellten nur zu gern ein Schimpfwort mit diesem Anfangsbuchstaben ins Gesicht geworfen. Ihr Blick schweifte über die ›B‹-Regale. Nun, da sie noch rechtzeitig zur Besprechung kommen wollte, musste sie sich beeilen.

Blitzschnell hastete sie die Wendeltreppe mit ihren weitgeschwungenen Windungen hinab – die Stockwerke schienen sich um sie herumzudrehen, und im Hinunterhasten sah Mina die Buchstaben ›C, D, E, F, G, H, I, J, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, U, V, W, X‹ an sich vorüberziehen, wie ein Wirbelwind drehten sich die Schilder im Kreis.

Endlich erreichte sie das Erdgeschoss, und schwindelig, wie ihr geworden war von dem buchstabigen Strudel, ließ sie sich in einen Lesesessel fallen. Das Psychologiestudium war die falsche Wahl gewesen, schoss es ihr durch den Kopf. Lieber hätte sie Literaturwissenschaft und Philosophie studiert. Durch die Psychologie hatte sie sich erhofft, tiefer in seelische Abgründe blicken zu können, um Inspiration für ihre Geschichten und Gedichte zu finden. Das Gegenteil war aber der Fall gewesen, und die Seminare und Vorlesungen zogen sie auf den Grund ermüdender Lektüre hinab. Regelrecht verlor sie sich in den Textwüsten der Fachbücher und verspürte mit jedem weiteren Semester weniger Freude und Inspiration. Es war wohl nicht vorherbestimmt, dachte Mina, dass sie ein Studium in Psychologie abschließen sollte. Wohl deshalb hatte heute Morgen eine höhere Macht eingegriffen und die Buchstaben ihrer Abschlussarbeit wirr durcheinandergemischt.

Sie stand auf und eilte vorbei an den Regalen ›Y‹ – Mina dachte an einen Yachthafen und an die Hafenstadt Ydra, südwestlich von Athen, mit ihren malerischen Gassen und traditionellen Steinhäusern. Die ›Z‹-Regale passierend, kam ihr Zakynthos in den Sinn, eine der Ionischen Inseln im Westen Griechenlands. Im Zickzack schlängelte sich Mina durch die herumstehenden Kommilitonen.

Züigig verließ sie die Bibliothek und ging zielgerichtet auf ein zinnoberrotes Gebäude zu. Zaghafte betrat sie die psychologische Fakultät, ein Zaudern überkam sie. Mina atmete tief durch und überlegte Wort für Wort und Satz für Satz, wie sie es dem Professor am besten verständlich machen sollte.

»Was Sie mir soeben erzählt haben, ist zweifelsohne tragisch.« Skeptisch blickte der Professor über den Rand seiner Lesebrille hinweg auf Minas Laptop, der aufgeklappt vor ihm auf dem Schreibtisch stand. »Doch ich frage Sie das ganz im Ernst: Wie soll ich das hier« – er zeigte auf das Buchstabengewirr – »sinnvoll bewerten?«

Ratlos schüttelte Mina den Kopf und versuchte sich zu rechtfertigen: »Ich habe sämtliche Kurse besucht, die Zwischenprüfungen bestanden und eine wissenschaftliche Abschlussarbeit habe ich auch geschrieben.«

»Das kann jeder behaupten. Ständig höre ich von Studierenden die geradezu unglaublichsten Geschichten.« Der Professor blätterte in den Testunterlagen und meinte wohlwollend: »Ja, die Seminare und Vorlesungen haben Sie alle nachweislich besucht. Aber ihre Zwischenprüfungen sind nur mit knapp ausreichend bestanden.« Er schaute auf und nahm sich die Brille von der Nase. »Sind Sie sicher, dass Psychologie auch wirklich Ihr Fach ist?«

»Das Studium fasziniert mich.« Mina seufzte. »Nur wäre ich froh, die Abschlussarbeit nicht nochmal zu schreiben und auch die Kolloquien besuchen zu müssen.«

»Weil es Ihnen zuwider ist«, fiel ihr der Professor ins Wort und sah Mina ernst an. »Ich kann mich natürlich an Sie erinnern, an Ihre Präsenz in meinen Seminaren. Vielmehr als Präsenz haben Sie da auch nicht gezeigt. Sie wirkten immer – wie soll ich sagen – geistig abwesend, als wären Sie lieber woanders.«

»Da muss ich widersprechen!«

»Bitte! Wie Sie wollen. Das ist auch ganz unerheblich. Liefern Sie eine lesbare Abschlussarbeit ab. Sie wird bewertet werden, und wenn sie genügend ausfällt, erhalten Sie einen Universitätsabschluss.«

»Das heißt dann wohl, ich muss alles nochmal schreiben!« Mina vergrub das Gesicht in ihren Händen. Sie konnte es noch immer nicht fassen.

»Haben Sie denn keine Sicherheitskopien gemacht, auf einer externen Festplatte, in der Cloud oder auf einem zweiten Computer?«

Mina biss sich auf die Lippen und schüttelte verneinend den Kopf. Gedankenverloren blickte sie auf ihren Laptop. Warum nur hatte sie der Technik blind vertraut? Sie war so leichtfertig gewesen.

Der Professor lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Nun, dann bleibt Ihnen wohl nichts anderes übrig, als von vorn zu beginnen. So leid es mir tut, Ihnen das sagen zu müssen.«

»Ich werde mich umgehend an die IT wenden«, sagte Mina entschlossen. »Womöglich können die Daten ja doch noch gerettet werden, irgendwie, ich hoffe es!«

Suchend blätterte der Professor in den Unterlagen und wollte wissen, mit welchem Thema sich Mina beschäftigt habe.

»Der Titel meiner wissenschaftlichen Arbeit lautet: Die Affektlogik biblischer Texte am Beispiel der Offenbarung des Johannes. Ich habe im letzten Buch des Neuen Testaments den Weltuntergang auf seine psychologischen Aspekte hin untersucht.«

»Ein Thema, das sich auf die Literatur bezieht«, merkte der Professor an und schien zu überlegen. »Neben Ihrem offensichtlichen Interesse ist mir noch etwas anderes aufgefallen bei Ihnen. In meinen Seminararbeiten haben Sie einen eloquenten Schreibstil unter Beweis gestellt. Warum studieren Sie nicht Literatur?«

Mina zuckte mit den Achseln.

Mit einem Lächeln deutete er auf den Laptopbildschirm. »Ihre Abschlussarbeit, wie sie hier vorliegt, ergäbe an der psychologischen Fakultät natürlich null Punkte. Womöglich aber bekämen Sie in einem Literaturseminar über Konkrete Poesie damit die Höchstnote.« Er lachte.

Mina war speiübel. Der Professor glaubte ihr kein einziges Wort. Mehr noch, er machte sich über sie lustig. Und als würde er ihren geheimen Wunsch des Literaturstudiums ahnen, hatte er es ihr auch noch als Alternative vorgeschlagen. Betrübt schaute sie ihm dabei zu, wie er, sichtlich amüsiert, zu einem ausschweifenden Vortrag über Konkrete Poesie anhob.

Als er damit fertig war, legte er die Testatunterlagen in die Schublade zurück und stand vom Schreibtisch auf. »Hören Sie«, sagte er wohlwollend. »Niemand wird Sie daran hindern, einen Abschluss zu machen. Aber wenn Sie Ihr Psychologiestudium abschließen wollen, benötigen wir eine lesbare schriftliche Arbeit von Ihnen. Hätten Sie Sicherheitskopien gemacht, so wäre

Ihnen Ihr Text nicht verloren gegangen. Ihre Situation ist die Folge Ihres nachlässigen Handelns. Ursache und Wirkung nennt sich das.«

Frustriert verließ sie die Fakultät. Ursache und Wirkung. Nun war sie also selbst schuld. Dabei lag die Ursache doch im Update von heute Morgen, und ein Programmfehler hatte ihre Texte zerstört. Mit letzter Hoffnung überquerte Mina den Campus und begab sich zum Computerdienstleistungszentrum.

Analyseprogramme, die auf aktuellsten Algorithmen basierten, überprüften die Hardware und Software ihres Laptops, und der Grund war schnell gefunden: Mit dem Update hatte sich ein Trojanisches Pferd in das Betriebssystem eingeschleust und die Buchstaben sämtlicher Textdokumente wirt durcheinandergemischt. So etwas sähe er zum allerersten Mal, erklärte der Softwarespezialist ratlos, den der Supporttechniker dazu geholt hatte. Die Dokumentdateien seien nicht mehr zu rekonstruieren und müssen definitiv als endgültig verloren betrachtet werden.

Das darf doch nicht wahr sein! Mina vergrub ihr Gesicht tief in den Händen. All die Buchrecherchen und die endlosen Nächte voller Schreiarbeit. Alles umsonst! Das ist nicht fair! In ihr grollte die Wut. Aber das machte ihre Situation, in der sie sich ausweglos gefangen fühlte, natürlich auch nicht besser. Erschöpft lehnte sie sich an eine Wand und sank hilflos in sich zusammen.

Wieder verging die Zeit und Mina hätte nicht sagen können, wie lange sie einfach nur so dahockte und in ihren Gedanken verloren vor sich hinstarrte. Ist das Leben vorherbestimmt oder besteht es aus unzähligen Zufällen? Die Frage kreiste unentwegt in ihrem Kopf. Abermals überkam sie der Gedanke, eine böswillige Macht hätte in ihr Leben eingegriffen.

Und so falsch lag Mina mit dieser Überlegung gar nicht. Tatsächlich wird sie beobachtet, und die sie so quälende Frage nach der Vorherbestimmung – ob das Leben Zufall oder Schicksal sei – trifft den Kern dieser Geschichte. Jeder Gedanke, den sie hat und jede Handlung, die sie vollzieht, ist Wort für Wort, Satz für Satz, Abschnitt für Abschnitt und Kapitel für Kapitel schriftlich festgelegt. Mina steht unter meiner ständigen Beobachtung. Wohin sie auch geht, was immer sie auch tut, denkt, fühlt oder träumt, immer bin ich bei ihr. Ich, der allwissende, auktoriale Erzähler. Mina glaubt, es gäbe nichts



Schlimmeres in ihrem Leben als ihre von einem Computervirus zerstörte Abschlussarbeit. Doch da irrt sie sich. Das Verschwinden ihrer Texte ist erst der Anfang. Es werden Dinge aus ihrem Leben verschwinden, die für sie noch viel kostbarer sind. Die kommenden Erzählstränge werden Mina in dunkelste Tiefen hinabziehen und sie wird mit Situationen konfrontiert, die sie nie für möglich gehalten hat. Die aus Ursache und Wirkung bestehende Kausalität hat gerade erst begonnen, an den Erzählsträngen zu nagen, und wird sie bis zum letzten Satz dieser Geschichte nicht mehr loslassen. Gegenwärtig ist alles noch in Ordnung und Mina weit entfernt von dem Albtraum, in den sie hineingesogen werden wird. Gedankenbeladen schlendert sie über den Campus und ist auf dem Weg zu ihrem Schreibplatz, wo sich bereits ein weiteres Unheil anbahnt.

Das Erdgeschoss der Universitätsbibliothek durchquerend, beruhigte sie sich allmählich und redete sich ein, dass alles doch noch gut werden würde. Der Lift schien nicht mehr blockiert, und ein Knirschen ächzte aus der Wand, nach kurzer Zeit glitten die Fahrstuhlüren auseinander. Mina trat ein und drückte den obersten Knopf. Der Lift ruckelte und fuhr aufwärts.

Plötzlich stoppte er. Das Licht ging aus. Sollte denn heute wirklich alles schiefgehen, schoss es Mina durch den Kopf. Mit ihren Fäusten hämmerte sie gegen die Fahrstuhltür und rief um Hilfe. Doch der Fahrstuhlschacht ummantelte die Liftkabine wie die Wände eines antiken Grabmals, einen Sarkophag, der Mina in seinem lichtundurchlässigen Raum von der Außenwelt abschottete. Sie atmete schwer. Die Totenstille wurde unerträglich. Die Dunkelheit irritierte ihren Orientierungssinn, ein Gefühl, im Nirgendwo zu sein, überkam Mina. Sie klappte ihren Laptop auf. Für einen Moment erhellte der Bildschirm die Kabine und Mina spürte den Raum wieder. Dann, der Akku war fast aufgebraucht, schaltete der Computer in den Energiesparmodus. »Teufel nochmal!« Mina kniff die Augen zusammen – der Lichtreiz ließ sie Punkte und Striche aufblitzen sehen, die ihr wie Kommas und Semikolons schienen. Sofort drückte sie den Notrufknopf. Nach einer gefühlten Ewigkeit knisterte endlich eine Stimme aus der Gegensprechanlage und teilte ihr mit: »Es gab einen Stromausfall. Der Lift funktioniert wieder.« Mina atmete

schwer und antwortete: »Ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen. Auf welcher Nummer kann ich Sie erreichen?« Mina durchwühlte ihre Tasche, mit zittrigen Händen griff sie nach einem flachen, rechteckigen Gegenstand. Wieder knisterte es unverständliche Sätze aus der Gegensprechanlage, diesmal in einer Lautstärke, dass ihr vor Schreck das Handy aus der Hand fiel. Blindlings tastete sie auf dem Boden umher, konnte aber das Gerät nicht finden. Dann ging das Licht wieder an und der Lift fuhr mit einem ächzenden Laut, der Mina zusammenschrecken ließ, weiter aufwärts.

Im siebten Stock glitten die Lifttüren auseinander. Ein Bibliotheksangestellter schob einen vollbepackten Bücherwagen hinein. Editionen, Enzyklopädien, Ethnographien und Essaysammlungen mussten in den zehnten Stock gebracht werden, erklärte er Mina, die sich in die Ecke zwängte. Dann lud er einen zweiten und einen dritten Bücherwagen mit Exkursionsberichten, Experimentalliteratur und Erziehungswissenschaftslehmaterial in den Lift. Erdrückt von der Enge stieg Mina aus. Es reichte! Ab hier würde sie die Treppe nehmen, die ihr sicherer schien.

Etage 7 umfing eine gespenstische Stille, die den fensterlosen Raum, der sich vor Mina erstreckte, umklammerte. Sie verharrte in dem schummrigen Licht vergilbter Leuchtstoffröhren, die in der Dunkelheit glühten. Das Summen eines Stromkastens war zu hören, und weiter hinten flackerte die Deckenbeleuchtung. Ihr Blick streifte über einen Lesesessel, über dem ein Kronleuchter in Krakenform hing, und die Regale mit dem Buchstaben ›L‹.

Mina verlor sich in Erinnerungen an Literatur, die sie in ihrem bisherigen Leben begleitet hatte, und ein ihr wohl vertrauter Duft ging von den Büchern aus. Seit ihrer Kindheit war es ihr Wunsch, Schriftstellerin zu werden. Sie hatte eine Erzählung nach der anderen verschlungen, in der sie Schutz und Zuflucht gefunden hatte. Lesen war noch immer ihre liebste Freizeitbeschäftigung, und sie konnte sich in den Erzählsträngen verlieren, die sie in ausgedachte Welten entführten. Es war ihr Traum, der sie schon lange begleitete, selbst Geschichten zu erschaffen, die vielleicht eines Tages jemanden genauso in ihren Bann ziehen würden, wie sie selbst einst in den Bann einer Geschichte gezogen wurde.

Aus einem angrenzenden Raum drangen Geräusche. Sie weckten Minas Neugier und veranlassten sie dazu, nachzusehen. Ihr Blick schweifte über die Bücher im Regal »K«, und sie entdeckte die Werke von Franz Kafka – seine Erzählungen, Briefe und Tagebücher, die skizzenhaften Zeichnungen und die Romanfragmente. In dem Moment, als sie die beiden Bibliotheksangestellten dabei beobachtete, wie sie sich an einem Schrank zu schaffen machten, kam es Mina vor, als wäre sie selbst in einen kafkaesken Text hineingezogen worden. Der Schrank war mit Papieren vollgestopft. Beim Öffnen rollten zwei große Aktenbündel heraus, welche rund gebunden waren, so wie man Brennholz zu binden pflegt, die Bibliotheksangestellten sprangen erschrocken zur Seite. »Unten dürfte es sein, unten«, sagte der eine. Folgsam warf der andere, mit beiden Armen die Akten zusammenfassend, alles aus dem Schrank, um zu den unteren Papieren zu gelangen. Die Papiere bedeckten schon den halben Raum. Sie warfen sich auch gleich auf die Papiere, aber sie wühlten mehr in den Haufen, als dass sie suchten, und während einer eine Schrift buchstabierte, riss sie ihm der andere immer aus der Hand. Amüsiert beobachtete Mina die skurrile Szene vor ihr, während ein Lächeln ihre Lippen umspielte. Im Längskorridor nebenan setzte sie sich in einen Lesesessel und blickte nachdenklich in einen Lichthof, in dem ein Laubbaum stand.

Was sollte sie nur mit ihrem Leben anfangen? Was war der nächste Schritt? Lange dachte Mina darüber nach. Wollte sie wirklich Psychologin werden? Im Grunde hatte sie Psychologie nur deshalb studiert, um mehr über sich selbst herauszufinden. Doch all die Statistiken und formellen, oft trockenen Unterrichtsmaterialien interessierten sie kaum. Nun sollte sie wegen der verlorenen Daten, für die sie nichts konnte, ein zusätzliches Jahr studieren. Das erschien ihr ungerecht und war frustrierend. Die Situation zehrte an ihren Kräften. Schließlich fasste Mina den Entschluss, ihr Psychologiestudium abzubrechen und sich für ein Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie neu einzuschreiben. Erleichterung überkam Mina mit einem Mal, und sie spürte, dass dies die richtige Entscheidung war. Künftig wollte sie nur noch Dinge tun, die ihr sinnvoll erschienen, das Leben war zu kurz und zu kostbar, um es sinnlos verstreichen zu lassen. Die Zeit war gekommen, ihrer Leiden-

schaft – dem Erschaffen neuer Welten und dem Spiel mit Worten – nachzugehen, und eine unbändige Vorfreude ergriff Mina.

Sie nahm die Wendeltreppe hinab und erreichte den dritten Stock. Dort sah sie neben einem Regal mit der Beschriftung ›S‹ einen Schiebewagen stehen, auf dem ein Buch mit einem laminierten Einband lag: ›Die Odyssee der Drehbuchschreiber, Romanautoren und Dramatiker‹. Mina blätterte durch die Seiten und las den Klappentext, der von mythologischen Grundmustern der Heldenreise erzählte und ihre schriftstellerischen Ambitionen weiter entfachte. Mina beschloss, das Buch über Heldenmythologie auszuleihen. Nun aber drängte es sie noch schnell an den ›T‹-Regalen vorbei, und sie eilte in Richtung Toilette.

Während sie einen dunklen Korridor entlangging, schwebte ihr plötzlich wie aus dem heiteren Nichts der Buchstabe ›O‹ entgegen, und Mina sah das gespenstische ›O‹ größer und durchsichtiger werden. Überrascht stellte sie fest, dass es sich um einen Rauchkringel handelte, den ein Bibliotheksangestellter aus der offenen Herrentoilette in den Korridor blies, während er heimlich eine Zigarette rauchte.

Sie betrat die Damentoilette und wusch anschließend ihre Hände. Während der Händetrockner lief, betrachtete sie eine Händedesinfektionsmittelbenutzungsanweisung. In diesem Moment überkam sie ein Schaudern – eine Sesquipedalophobie, die Angst vor ungewöhnlich langen Wörtern, eine Furcht, über die sie noch nie mit jemandem gesprochen hatte. Doch das war nicht das Einzige, was Mina in diesem Moment beunruhigte. An den Spiegeln und Wänden fanden sich hingekritzelte Totenköpfe und obszöne Texte, die, wie Mina feststellte, Rechtschreibfehler enthielten. Die Toilette glich einem Horrorkabinett der Grammatik und schrie förmlich nach einem Korrektorat!

Eilig verließ sie die Universitätsbibliothek, die schleimigen und schlecht geschriebenen Bandwurmörter waren tief in ihre Gedanken gekrochen und drängten sie, noch schneller zu gehen. Auf dem Campus irrten Krähen umher und machten Krach. Mit ihren Schnäbeln hackten sie auf den Boden und knackten knirschend Nüsse. Mina rutschte aus, beinahe wäre sie hingefallen.

Krächend stierten die Krähen in ihre Richtung, und Mina kam es vor, als hätten sie dabei hämische Mienen.

Die Dämmerung legte sich über die Stadt, und die Straßenlaternen gingen an. Das Licht schimmerte in den Rhododendronbüschen, während die Rasenbewässerungsanlage das Gras in feinen Bögen besprühte. Ein Wind wehte kühl durch die Weidenbaumblätter und strich durch Minas Haarlocken. Gedankenverloren schritt sie eine verlassene Gasse entlang.

Plötzlich vernahm sie hinter sich ein Geräusch. Sofort drehte sich Mina um. Sie war sich sicher, nahende Schritte gehört zu haben. Und tatsächlich, sie hatte sich nicht getäuscht. Im Gegenlicht einer Laterne zeichnete sich eine männliche Silhouette ab. Er näherte sich und fragte, ob sie Feuer hätte. Mina erinnerte sich, dass in den vergangenen Monaten in diesem Viertel vier Morde verübt worden waren. Die Zeitungen berichteten unentwegt, und es handelte sich um einen Serientäter. Die Opfer waren allesamt weiblich, ungefähr in Minas Alter, und ihnen war ein X tief in die Stirn geritzt worden, mit einem Skalpell. Die Fahndungen verliefen erfolglos, und der psychopathische Mörder trieb noch immer sein Unwesen hier in der Umgebung. Der Mann deutete auf seine Zigarre und fragte erneut, ob sie Feuer hätte. Mina war wie erstarrt. Erst jetzt bemerkte sie den glänzenden Gegenstand in seiner Hand. Panik ergriff sie. Ihr Puls raste. Schreckensbilder aus dem Internet schossen ihr durch den Kopf – die ermordeten Opfer und die Obduktion ihrer Leichen, die mittels eines Y-Schnitts entlang beider Schlüsselbeine bis zum Schambein durchgeführt worden waren. Der Mann stand direkt vor ihr, auf seiner Bomberjacke war ein blaues, blitzförmiges Z abgebildet, und ihr wurde eiskalt. Ihre hilflos ausgelieferte Situation erinnerte Mina an das erste Kapitel eines Kriminalromans. Doch der gefährlich glänzende Gegenstand, wie sie nun erkannte, war nur ein Feuerzeug – genauer gesagt, ein Zippo, das kein Benzin mehr enthielt, wie der Mann ihr erklärte. Mina antwortete, sie sei Nichtraucherin. Der Mann drehte sich um und verschwand in der Dunkelheit, aus der er gekommen war. Erleichtert atmete Mina auf. Sie hatte die Situation falsch eingeschätzt.

Sie stieg in die Straßenbahn stadteinwärts, setzte sich an einen Fensterplatz und betrachtete den leuchtenden, lärmigen Abendverkehr. Schilder reflektierten im Scheinwerferlicht vorbeifahrender Autos. Reklametafelbeleuchtungen warben für ein Telekommunikationsdienstleistungsunternehmen, während Werbetafeln auf eine Verkehrsinfrastrukturfinanzierungsgesellschaft hinwiesen. Hinter Mina saßen Juristen in dunklen Jacken und diskutierten über eine Grundstücksverkehrsgenehmigungszuständigkeitsübertragungsverordnung.

Nachdem sie ausgestiegen war, folgte sie der Treppe, die von der Tramhaltestelle zur Tempelanlage hinaufführte. Der Fahrzeuflärm verklang in der Ferne, während sich allmählich der Ozean vor ihr erstreckte. Seine Wellen schimmerten im Mondlicht, und für Mina sah es aus, als schmiege sich das Meer an die Küste, um das Land in einer ewigen Umarmung zu halten.

Ist das Leben vorherbestimmt oder besteht es aus unzähligen Zufällen? Diese Frage beschäftigte Mina erneut, während sie auf den Stufen der Akropolis saß und zum Nachthimmel auf sah. Heute war ihr Entschluss, das Psychologiestudium abzubrechen, endgültig geworden, und die Sommerferien hatten begonnen. Ein befreiendes Gefühl, wie Mina empfand. Nun konnte sie mit ihren eigenen Projekten starten, reisen oder einfach nur ausspannen. Ihren Studienabbruch wollte sie vorerst für sich behalten und ihrer Schwester nichts davon erzählen. Im Herbst würde sie ein neues Semester beginnen, und dann würde alles besser werden. In den kommenden Tagen plante Mina, die Akropolis aufzusuchen, um sich vom Parthenon und dem Blick auf das Meer und die Metropole inspirieren zu lassen. Abends wurden die Athener Ruinen von Scheinwerfern erhellt und tauchten das Plateau in eine geheimnisvolle Atmosphäre.

Mina zog ihr Notizbuch aus der Tasche. Ihr nächstes Buchprojekt sollte eine Novelle sein, für die sie auf Reisen gehen wollte. Doch wohin? Und mit wem würde sie reisen? Seit Langem träumte sie davon, den Olymp, das höchste Gebirge Griechenlands, zu besteigen, um den Wohnort der mythischen Götter zu sehen. Zum Olymp wollte sie unbedingt, und Mina wusste, wen sie auf diese Reise mitnehmen würde, ihre Schwester, Xenia.

Ein Tennisball traf Mina am Kopf. Sie erhob sich und nahm den Ball auf. Eines der Kinder kam angerannt und streckte seine Hand aus. Mina gab ihm den Tennisball zurück. Sie deutete auf die Verkaufsstände mit den Vasen und mahnte zur Vorsicht. Das Kind nickte und rannte zu den anderen zurück. Mina setzte sich wieder auf die Stufen und vertiefte sich in ihr Notizbuch.

Die spielenden Kinder schlugen den Ball erneut gegen die Säulen. Minas Blick folgte den bogenförmigen Flugbahnen, bis eines der Kinder zu einem kräftigen Schlag ausholte; der Ball prallte in einem spitzen Winkel ab und traf die Vase eines Verkaufsstandes; das Gefäß zersprang. Erschrocken wich ein Tourist zurück und stieß dabei an einen Sockel, auf dem eine Skulptur stand; der Sockel kippte und stieß einen weiteren Sockel um, der wiederum einen danebenstehenden Sockel zu Fall brachte. Es klirrte und krachte, und der Tumult schreckte den am Tischbein angebundenen Hund auf; er versuchte, sich loszureißen, riss das Tischbein weg und der Verkaufsstand fiel in sich zusammen. Die Verkäuferin, die gerade mit einem Kunden sprach, drehte sich entsetzt um, während die Kinder davonrannten.

Mina seufzte. Sie hatte das Unglück kommen sehen. Durch eine zufällige Verkettung von Ereignissen hatte ein Ball, eine unscheinbare Ursache, einen Verkaufsstand verwüstet. Eine skurrile Kausalität war das! Mina sah auf die Uhr. Es war Zeit zu gehen. Sie hatte sich im Kafenio unterhalb der Akropolis mit ihrer Schwester verabredet. Sie wusste, dass Xenia heute im Antiquariat war, und immer, wenn sie diesen Ort aufsuchte, verlor sie das Zeitgefühl und kam meistens ein wenig später.

Xenia war Pianistin und stöberte nach Musiknoten. Sie verbrachte den Nachmittag im Antiquariat, das in einem Altbau verborgen lag. Inmitten von Notenheften, Büchern mit Biografien und historischen Tasteninstrumenten wie einem Tangentenflügel, Pedalclavichord, Oktavspinett, einer Klavierharfe, Dolceola und einem Cembalo fühlte sie sich von Nostalgie berührt. Im Lese- raum stand ein Konzertflügel aus dem 19. Jahrhundert. Xenia kam oft hierher, um auf diesem Instrument der Marke ›Pleyel‹ zu spielen – ein Klavier, das ihr Lieblingskomponist, Frédéric Chopin, bevorzugt hatte. Sie liebte seine

romantischen und teilweise vorimpressionistischen Klänge. Chromatische Skalen, Enharmonik und alterierende Akkorde verband der Komponist zu einer expressiven als auch sentimental Harmonik und schuf dabei Balladen, Etüden, Mazurken, Polonaisen, Scherzi und vieles mehr.

Xenia näherte sich dem Konzertflügel. Sie setzte sich auf den Hocker, hob den Deckel an und legte ihre feingliedrigen Hände auf die schwarzen und weißen Tasten. Sforzato schlug sie mit der linken Hand eine Gis-Oktave an und spielte ihr Lieblingsstück, Chopins 1834 komponiertes *Fantaisie-Improptu*. Dieser historische Konzertflügel verfügte zwar über einen nur moderaten Klang, doch der hohe Raum verlieh den Läufen aus Sechzehntelnoten gegen Achtel-Triolen eine reizvolle Atmosphäre. Angelockt von der Musik, versammelten sich die Zuhörer um den Konzertflügel, und immer mehr Leute kamen, um das virtuose Spiel der Pianistin zu erleben. Das *Fantaisie-Improptu* wechselte vom rasanten cis-Moll in den ruhigen Mittelteil nach Des-Dur und nahm im Anschluss wieder das Anfangsthema auf, das in eine furiose Coda mündete, allmählich leiser wurde und mit einem ruhenden Akkord im pianopianissimo endete.

Alle applaudierten, als Xenia ihr Spiel beendet hatte, und baten um eine Zugabe. Xenia wollte ein weiteres Stück spielen, sah auf die Uhr und bemerkte, dass es Zeit zum Gehen war. Geehrt vom Beifall verbeugte sie sich zu allen Seiten, trat ab und ging mit ihren Notenheften zur Kasse.

Sie verließ das Antiquariat und schlenderte in Richtung Akropolis. Ihre Gedanken kreisten ständig um Polen. Die Sommerferien hatten begonnen, und nun hatte sie die Zeit, eine Reise nach Warschau und Żelazowa Wola, Chopins Heimatort, zu unternehmen. Xenia wollte unbedingt dorthin, und sie wusste, wen sie auf diese Reise mitnehmen würde, ihre Schwester, Mina.

Vor einem Kiosk blieb Xenia stehen, als ein heimliches Verlangen nach einem Glimmstängel sie überkam, begleitet von einem schlechten Gewissen. Sie hatte mit dem Rauchen aufgehört. Doch plötzlich verspürte sie den Drang, eine Schachtel Zigaretten und ein Zippo zu kaufen. Eigentlich wollte sie nicht mehr rauchen. Sie würde es bei ein oder zwei Zigaretten belassen, die Schachtel später wegwerfen und niemandem davon erzählen.



Xenia öffnete die Tür des Kafeniös und wurde von einer einladenden Atmosphäre empfangen. Das Klirren von Kaffeetassen und das Gemurmel der Gäste drangen an ihr Ohr, während die Aromen von gebrühtem Kaffee und gebackenen Köstlichkeiten wie Baklava und Loukoumades ihre Sinne verlockten. Ein Lächeln umspielte ihr Gesicht, als sie die Begrüßung des adretten Kellners vernahm, der hinter der Theke stand und einen griechischen Mokka zubereitete. Um sich herum erblickte Xenia Holztische, auf denen Zeitungen und Brettspiele verstreut lagen, und an einem der Tische weiter hinten, dort wo die Teeregale standen, entdeckte sie Mina. Xenia ging lächelnd auf den Tisch zu, an dem ihre Schwester saß, und setzte sich auf den freien Stuhl gegenüber.

Mina schaute auf. »Da bist du ja«, sagte sie und umarmte ihre Schwester. »Los, erzähl! Was hast du diesmal im Antiquariat gefunden?«

Xenia öffnete ihre Tasche und legte Notenhefte mit Nocturnes, Préludes und Sonaten auf den Tisch.

Wie eintönig, dachte Mina, jahrein, jahraus spielt sie diesen einzigen Komponisten und nichts anderes. »Auf der Akropolis ist mir eine Idee gekommen, die musst du dir anhören«, sagte Mina.

»Mir ist auch eine Idee gekommen!«, fiel ihr Xenia ins Wort. »Wir beide reisen nach Polen und besuchen Chopins Heimatort.«

»Eigentlich wollte ich mit dir den Olymp besteigen.«

»Wie bitte? Den Olymp?« Xenia schüttelte den Kopf. »In den Sommerferien muss ich Klavier üben, und zwar täglich. In Polen ist das problemlos möglich. Auf einer Wanderung zum Olymp nicht.«

Mina seufzte. »Dann werde ich eben Dionys fragen, ob er mit mir auf den Olymp kommt, wenn du nichts dagegen hast.«

»Das kannst du vergessen. Sport ist mittlerweile das Einzige, was ihn interessiert.« Xenia schüttelte verständnislos den Kopf.

»Wolltet ihr nicht heiraten?«, erkundigte sich Mina vorsichtig.

Xenia zuckte mit den Schultern. »Es passt einfach nicht mehr. Er ist ständig im Fitnessstudio, und sein Job als Trainer nimmt inzwischen den größten Platz in seinem Leben ein.«

»Und du übst rund um die Uhr auf dem Klavier«, merkte Mina an. Ihre Schwester ärgerte sich über Dionys und seine Extravaganz. Selbst war sie besessen von Chopin, hatte genauso ihre Eigenheiten und konnte ähnlich wie ihr Freund für eine Sache völlig brennen. Doch das sah Xenia nicht.

Der Kellner stellte eine Tasse Eiskaffee auf den Tisch und meinte mit einem Zwinkern zu den Zwillingsschwestern: »Ihr beide seid nicht voneinander zu unterscheiden. Ihr tragt die gleichen Kleider und habt dieselben Frisuren.«

Mina lächelte und sagte verspielt: »Niemand kann uns auseinanderhalten. Das war schon immer so.« Sie erzählte, dass sie und Xenia in der Schule getrennte Klassen besucht hatten und dass sie als die Sprachbegabte die Grammatikexamen für ihre Schwester schrieb, während Xenia die Musikprüfungen für Mina absolvierte. Dadurch konnten sie sich perfekt ergänzen, und die Lehrer hatten nie etwas bemerkt.

»Was möchte die andere Schwester bestellen?«, fragte der Kellner mit einer eleganten Geste. »Soll ich das Gleiche bringen?«

Xenia schüttelte den Kopf und lächelte. »Für mich lieber einen Bergtee. Eiskaffee ist nicht so ganz mein Geschmack.«

»Eigentlich schade, Xenia, dass unsere Interessen so unterschiedlich sind. Wären sie gleich, dann würdest du mit mir auf den Olymp kommen«, meinte Mina mit hochgezogenen Augenbrauen und erwartungsvollem Blick.

»Nein, Mina. Hätten wir dieselben Interessen, würden wir vierhändige Klavierstücke üben. So sähe das aus.« Xenia warf einen Blick auf die Uhr und zeigte, wie so oft, eine leichte Ungeduld. »Wo bleibt er denn nur? Er müsste längst hier sein.«

Dionys fieberte ebenfalls den Ferien entgegen. Die drückende Hitze über Athen bewog ihn dazu, vermehrt Zeit in geschlossenen, gekühlten Räumen zu verbringen. Er suchte Zuflucht in Museen und Einkaufszentren. Gerade war er im Kino und sah sich einen Film an, der in der Zukunft spielte. Als der Abspann über die Leinwand lief, blieb er noch einen Moment sitzen und ließ die cineastische Atmosphäre auf sich wirken. Schließlich erhob er sich aus seinem Sessel, verließ den Saal und durchquerte das Foyer.

Dionys trat durch die Ausgangstür hinaus in die warme Abendluft. Er ließ den Blick über den Himmel und die Hausfassaden schweifen und bemerkte auf der gegenüberliegenden Seite eine Haltestelle, an der gerade ein Bus hielt. Sein Puls beschleunigte. Unbedingt wollte er diesen Bus nehmen. Plötzlich näherte sich ein Auto mit rasender Geschwindigkeit, und reflexartig sprang er zurück auf den Gehsteig, während das Auto nur knapp an ihm vorbeischoß; der Fahrer hupte wütend. Dionys spürte, wie der Schrecken sich in ihm festsetzte und ihn bis ins Innerste durchdrang. Als Fitnesstrainer war er um die Sicherheit seiner Klienten besorgt, und dieser Beinaheunfall erinnerte ihn daran, auch im eigenen Leben vorsichtiger zu sein. Während er noch seinen Gedanken nachhing, fuhr der Bus davon.

Bald darauf hielt der nächste Bus. Dionys stieg ein und suchte sich einen freien Platz. Während er sich niederließ, bemerkte er auf dem Nebensitz ein Hochglanzmagazin. Neugierig schlug er die ersten Seiten auf.

Fotos von einem Hochgebirge ließen ihn die Hitze Athens für einen Moment vergessen. Er vertiefte sich in die Bilder der Berge. Er blätterte in der Reportage und sah Panoramaaufnahmen, die den Ausblick vom Olymp präsentierten. Die schneebedeckten, nebelverwobenen Gipfel leuchteten in der Sonne. Täler und Hügel breiteten sich in alle Richtungen aus. In der Ferne erstreckten sich Waldungen, durchzogen von Schluchten, und an klaren Tagen reichte die Sicht bis zum Horizont, wo das Blau des Himmels und das Blau des Ozeans zu verschmelzen schienen. Dionys konnte sich nur vorstellen, wie überwältigend das Gefühl sein musste, dort oben in klarer Bergluft zu stehen und diesen Ausblick in sich aufzunehmen.

Mit einer Viertelstunde Verspätung betrat er das Kafenio. Der Kellner begrüßte ihn freundlich, und weiter hinten entdeckte Dionys die Zwillingsschwestern, die sich angeregt unterhielten. Er setzte sich zu ihnen. Der Kellner kam und fragte, was er bringen dürfe, während er Mina ansah, die verträumt aus dem Fenster blickte und dann wieder zum Flur schaute. Dionys bestellte ein Mineralwasser, dazu einen Minztee und ein Mandelgebäck. Nun bekamen auch die Schwestern Lust auf mehr und baten den Kellner, ihnen einen Mangosaft und dazu einen Melonensalat zu bringen.

»Endlich Sommerferien!«, rief Dionys. »Wir sollten unbedingt etwas gemeinsam unternehmen.« Er zog das Hochglanzmagazin aus der Tasche und schlug es auf einer Doppelseite auf. »Was haltet ihr davon, den Olymp zu besteigen? Ich fände das großartig!«

»Nein!«, rief Xenia. »Nichts und niemand bringen mich auf den Olymp!« Entschieden schüttelte sie den Kopf. »Ich muss Klavier üben«, betonte sie, »sonst wird es nichts mit meiner Karriere als Konzertpianistin. Ihr wisst das.«

Dionys nahm Xenia in die Arme. »Ach, Liebes. Auf dem Gipfel ist es winterlich frisch, und du erträgst die sommerliche Hitze in Athen doch kaum.«

»Es wäre ja nur für ein paar Tage«, sagte Mina aufmunternd. »Die Bergluft täte dir bestimmt gut, und der Schnee würde dich zu neuen Stücken inspirieren. Chopin wäre begeistert von der Idee, den Olymp zu besteigen.«

Xenia widersprach: »Schon das Treppensteigen bereitete ihm Mühe, so angeschlagen und krank, wie er von der Tuberkulose war. Wie sollte er da auf den Olymp wollen?«

»Er mochte aber den Winter«, entgegnete Mina. »Ansonsten hätte er bestimmt nicht die vier Jahreszeiten vertont.«

»Das war ein anderer Komponist aus dem Barock«, korrigierte Xenia und staunte, dass ihre Schwester so wenig Ahnung hatte. Sie überlegte. Die Frage war an und für sich interessant. Hatte Chopin tatsächlich keine Musik zum Thema Winter geschrieben? Sein Œuvre umfasste hauptsächlich Solowerke für Klavier, ferner Lieder und Kammermusik sowie zwei Klavierkonzerte. In seinen Balladen ließ er sich von Gedichten inspirieren und in seinen Polonaisen und Mazurken von polnischen Tänzen. Xenia erinnerte sich plötzlich an die Etüde Opus 25 Nummer 11 in a-Moll, die den Beinamen *Winterwind* trug.

Mina drückte Xenias Hand. »Du solltest dir eine Auszeit gönnen und mit uns mitkommen. Einmal im Leben sollte man den Olymp gesehen haben.«

Xenia überlegte, während Dionys ihr zuversichtlich zunickte. Schließlich sagte sie unmissverständlich: »In den Sommerferien will ich einfach nur auf dem Klavier üben. Das ist alles.«

## 2

Alles drehte sich um den Olymp. Mina versuchte bei jeder Gelegenheit, ihre Schwester für den Aufstieg zu begeistern, und auch Dionys schwärmte von dem sagenumwobenen Berg. Nach und nach erwachte auch in Xenia ein Interesse für den Olymp, und sie vertiefte sich in die Impressionen im Internet. Sommer herrschte mit sengender Hitze, und erfrischende Temperaturen, nach denen sie sich insgeheim sehnte, lagen in weiter Ferne. Xenia konnte sich kaum daran erinnern, wie sich Pulverschnee und eine Eisdecke anfühlten. Und dann war da noch Chopins *Winterwind*. Xenia war fasziniert von dieser Etüde mit ihren chromatischen, schneesturmhaften Läufen und hatte dieses Musikstück, kaum dass sie aufgestanden war, auf ihrem Klavier gespielt.

Schließlich ließ sich Xenia dazu überreden, mit auf den Olymp zu kommen, um diesen mythischen Ort zu erkunden. Einerseits freute sie sich auf den Schnee und die von Winter umwobenen Berge, andererseits wollte sie in ihrem Klavierspiel nicht unterbrochen werden. Obwohl sie noch immer zögerte, behielt sie dies für sich. Wenn sie ihre Meinung jetzt änderte, könnte das ihre Beziehung zu Dionys weiter belasten, und das wollte sie auf keinen Fall. Auch ihre Schwester schien glücklich mit diesem Ausflug zu sein, und ihr wollte sie die Freude ebenfalls nicht verderben. Vielleicht würde der Bergaufstieg ihnen allen guttun, und möglicherweise würden sie und Dionys sich wieder näherkommen, jetzt, wo sie sich reiseoptimistisch zeigte.

Sie brauchten eine Bergsteigerausrüstung. Sie war das A und O, um den Temperaturschwankungen und dem UV-Licht standzuhalten. Eispickel, Rucksäcke, Seile, Schneeanzüge und Winterschuhe waren nötig. Während Dionys und Mina ein Sportgeschäft aufsuchten, ging Xenia, klavierverliebt, ins Antiquariat.

Neben dem Konzertflügel stand ein Globus, auf den das einfallende Tageslicht schien. Das verblichene Blau seiner Wasserflächen war von dem vergilbten Grün und Gelb der Kontinente kaum zu unterscheiden. Xenia drehte

den Globus, um Athen zu finden – er rotierte um seine Achse, wurde allmählich langsamer und stand still. Und da waren sie auch schon, die griechischen Inseln. Bald fand sie den Olymp, nordwestlich von Athen gelegen. Eigentlich war das alles abenteuerlich und spannend, dachte Xenia. Da vibrierte ihr Handy. Eine SMS war eingegangen.

Derweil ließ sich Dionys vom Verkäufer beraten, und Mina suchte Thermoskannen und Trekkingstöcke aus. Da läutete ihr Mobiltelefon. Xenia war am anderen Ende. Ihre Stimme klang aufgeregt: »Kommt sofort her! Kommt ins Antiquariat! Es ist etwas« – Xenias Stimme brach ab, ihr Akku war leer. Was immer das jetzt sollte, schoss es Mina durch den Kopf, ihre Schwester mochte ihre Gründe haben. Sie packte Dionys am Arm und beide verließen schnurstracks das Sportgeschäft. Was wollte ihr Xenia sagen? Ihre Stimme klang ganz durcheinander. Was war passiert? Hoffentlich nichts Schlimmes.

Als sie das Antiquariat betraten, rief ihnen Xenia schon von Weitem entgegen: »Großartige Neuigkeiten! Ihr werdet es kaum glauben!« Sie winkte die beiden zu sich und zeigte vergnügt auf ihr inzwischen wieder aufgeladenes Handy. Auf dem Display war eine Nachricht ihres Bruders zu sehen:

»Xenia & Mina! Ich lade euch nach Imitathyos ein. Überfahrt & Hotel gehen auf mich. Es würde mich riesig freuen, euch bald wiederzusehen :-)  
Timos«

Dionys zeigte sich sehr beeindruckt. »Unglaublich! Er lädt euch nach Imitathyos ein! Soweit ich weiß, fährt nur die Theseus dorthin – eine gigantische Yacht mit der Kapazität einer Kleinstadt. Ihr könnt allen Komfort da erleben. Das Schiff wird von den Medien als fahrender Palast bezeichnet, und nur Superreiche können sich einen solchen Luxus leisten.«

»Ein verlockendes Angebot«, meinte Mina. »Aber was wäre, wenn Timos nach Athen käme und wir zu viert den Olymp besteigen?«

»Nein! Nein!« Dionys und Xenia schüttelten vehement ihre Köpfe. »Wer will schon auf den Olymp, wenn er nach Imitathyos reisen kann!«

Mina ging zum Globus. Sie legte ihre Hand auf die Oberfläche und drehte ihn langsam, bis die griechischen Inseln unter ihren Fingern auftauchten.

»Auf der alten Karte wirst du Imitathyos nicht finden«, sagte Dionys. »Der Ort ist eine künstlich geschaffene Insel, die es erst seit einigen Jahren gibt.«

»Das weiß ich doch.« Mina machte ein nachdenkliches Gesicht. »Ich frage mich trotzdem, wo in etwa Imitathyos liegt.«

Dionys zeigte aufs leere Mittelmeer. »Irgendwo hier, zwischen Kreta und Ägypten.«

Mina stutzte. »Ein wenig unheimlich, findet ihr nicht? Imitathyos liegt recht abgelegen.«

»Keine Ahnung. Mehr kann ich dir auch nicht sagen. Ich werde mir einen Reiseführer besorgen. Dann wissen wir mehr.« Dionys überlegte und wollte wissen, ob die Einladung auch für ihn gelte. In der SMS war nur von den Schwestern die Rede.

»Wir fahren natürlich gemeinsam nach Imitathyos!«, rief Xenia begeistert und tippte eine Nachricht in ihr Handy. Sie bat Timos um drei Fahrkarten. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten:

»Klar, Dionys begleitet euch. Endlich lerne ich ihn kennen :-). In 2 Wochen legt die Theseus in Athen an. Fahrkarten schicke ich euch per Post. Online geht's nicht. Bis bald! Timos«

Als Xenia und Dionys allmählich begriffen, dass sie wirklich mit der Luxusyacht reisen würden, wurden sie regelrecht ausgelassen und übermütig: »Wir fahren nach Imitathyos! Wir fahren tatsächlich nach Imitathyos!«, riefen sie einander umarmend.

Mina hingegen umfing ein mulmiges Gefühl. Sie konnte nicht sagen, woher es kam. Aber es beschlich sie eine düstere Vorahnung, die ihr wie ein eisiger Wind aus der Tiefe vorkam, ein Gefühl, nahe am Abgrund zu stehen. Ihr Blick schweifte über die Notenregale und Musikinstrumente. Nachdenklich schaute sie zu den sieben, von der Decke herabhängenden Posaunen auf, unter denen der Globus stand. Sie musterte die leere Stelle im Mittelmeer. Dort also befand sich eine künstlich geschaffene Insel. Worin bestand ihre Künstlichkeit? Wie groß war sie? Und wie sah es dort aus? Mina zückte ihr Handy und recherchierte im Internet, konnte aber weder Einträge noch Fotoaufnahmen finden. Wie seltsam. Lieber wäre sie zum Olymp aufgestiegen. Nun aber

nahm die Reise eine andere Richtung. Sie wollte ihre Bedenken äußern. Doch als sie Dionys und Xenia glücklich wie schon seit Langem nicht mehr vor sich sah, entschied sie sich zu schweigen. Bestimmt würde die Reise den beiden guttun. Immer wieder dachten Xenia und Dionys über eine Trennung nach, und der Urlaub auf Imithathos erschien Mina als Chance für einen Neubeginn der beiden.

Sie verließen das Antiquariat. Xenia ging mit Dionys ins Kino – es lief ein Endzeitfilm über eine Sauerstoffabstoßungsepidemie –, und Mina machte sich auf zu ihrer Wohnung, wo sie das ausgeliehene Buch über Heldenmythologie zu studieren plante.

Auf halbem Weg hörte Mina plötzlich ein Flüstern. Jemand hatte ihren Namen gesagt, und die Stimme kam ihr vertraut vor. Sie drehte sich um und spähte in die Dunkelheit. Dann erkannte sie einen adrett gekleideten, jungen Mann mit X-Beinen näherkommen. Es war der Kellner, der sie im Kafenio bedient hatte und nun, wie es Mina schien, nervös ins Licht einer Stehlaterne trat.

»Ich habe dir ein Gedicht geschrieben«, offenbarte er zögerlich und zog ein gefaltetes Papier aus seiner Tasche. »Magst du es lesen?«

Mina war überrumpelt. Hatte er das Gedicht immer bei sich getragen oder verfolgte er sie womöglich? Die Angst drängte sie dazu, auf dieser menschenleeren Gasse schnell weiterzugehen. Sofort dachte sie an den psychopathischen Serientäter, der seit X Tagen hier sein Unwesen trieb und seine getöteten Opfer mit einem blutigen X markierte. Vielleicht stand der Mörder direkt vor ihr, dachte Mina mit wachsender Angst. Noch konnte sie fliehen. Warum diese plötzliche Begegnung? Warum musste es ausgerechnet hier sein, hier an diesem verlassenem Ort?

»Ich wollte dich nicht erschrecken, entschuldige oftmals«, sagte er sanft und machte eine beruhigende Geste mit der Hand. »Es war nur eine spontane Idee, weil ich dachte, es könnte dir gefallen.«

Dies beruhigte sie ein wenig. Im Grunde war es ja wirklich charmant von ihm, dachte Mina, wenn er sie an diesem höchst unpassenden Ort nur nicht so überrumpelt hätte. Ihre Angst war schon beinahe verflogen, und sie wurde



neugierig, was wohl auf dem Papier geschrieben stand. Noch nie zuvor hatte jemand ihr ein Gedicht gewidmet. Sie ging auf ihn zu, nahm das Schriftstück entgegen, faltete es auf und begann zu lesen:

Wir wandeln in den Abendglanz  
den weißen Weg durch – Taxusbäume,  
du hast so tiefe, tiefe Träume  
und windest einen weißen Kranz.

An dem stillen Meeresstrande  
Ist die Nacht heraufgezogen,  
Und der Mond bricht aus den Wolken,  
Und es flüstert aus den Wogen.

Unaufhörlich bläst das Meer  
eherne Posaunen;  
Roggenfelder, segenschwer,  
leise wogend raunen.

Tief berührt von seinen Worten, blickte Mina ihm erstaunt in die Augen. »Immer, wenn ich dich im Kafenio an dem runden Tisch bei den Teeregalen sitzen sehe, muss ich an das Meer und den Mond denken«, gestand ihr der Kellner.

Mina las das in kunstvoller Handschrift verfasste Gedicht noch einmal. Die Worte ›Taxusbäume‹ und ›eherne Posaunen‹ erinnerten sie an etwas. Sie grübelte. Dann zog sie ihre Augenbrauen zusammen. Empört sah sie ihn an. »Das Gedicht ist gar nicht von dir! Die Verse sind zusammengeklaut!«

»Wie meinst du das?« Er gab sich ahnungslos, zuckte mit den Achseln und war auf einmal sehr verlegen.

»Du hast Werke der Weltliteratur willkürlich miteinander kombiniert«, stellte Mina entrüstet fest. »Die erste Strophe ist von Rainer Maria Rilke, die zweite von Heinrich Heine und die dritte von Gerhart Hauptmann.«

Nervös kratzte er sich an der Stirn und nickte verlegen. »Du kennst dich also bestens aus«, gab er kleinlaut zu. »Und jetzt?«

Mit großen Augen blickte er sie an und entfesselte seinen Charme. Mina schaute ihn immer noch verärgert an. Er hatte eine gewisse Anziehungskraft, doch das mit den Gedichten war eine plumpe Anmache. Sein Charme wirkte dennoch, und Mina war hin- und hergerissen. Sie blickte in alle Richtungen und wollte weitergehen.

»Bleib doch noch«, sagte er mit einem sanften Lächeln.

Der Kerl wusste schon, wie er eine Frau um den Finger wickelte, dachte Mina, und erklärte hochmütig: »Um mein Interesse zu wecken, musst du schon eigene Texte schreiben können.« Der Kellner berührte sie zärtlich, doch Mina blieb standhaft. »Und außerdem hat es gar keinen Sinn, etwas anzufangen. Ich fahre bald nach Imitathyos.«

Er verstummte. »Nach Imitathyos. Wirklich?«, fragte er schließlich.

Sie nickte. »Es ist eine lange Reise zu dieser Insel und ich weiß nicht, wann ich zurückkomme.«

Dann verharren sie beide schweigend. Es hätte so viel zwischen ihnen entstehen können. Sie wohnten in der gleichen Stadt, und scheinbar interessierten sie sich beide für Literatur. Ideale Voraussetzungen also. Schließlich fielen sie sich in die Arme. Mina durchfuhr es bei seiner Wärme, und Sehnsucht überkam sie. Dann stieß sie ihn von sich. Er spürte, wie schwer es ihr fiel, die Grenze zu ziehen. Noch einmal strich er ihr sanft übers Haar und schaute fragend mit seinen großen Augen. Sie riss sich endgültig los.

Im Gehen drehte sich Mina noch einmal um, und auch er blickte zurück. Er war unglaublich charmant, dachte sie bedrückt. Immerhin hatte er sich die Mühe gemacht, die richtigen Gedichte für sie auszuwählen und stimmig ineinanderfließen zu lassen. Und eigentlich hatte er das gar nicht mal so schlecht gemacht, überlegte Mina. Niedergeschlagen ging sie weiter. Ihr Herzschlag beruhigte sich allmählich, als sie aus der stillen Gasse bog und einer belebten Straße folgte. Das Vorbeirauschen des Verkehrs riss sie aus ihren Gedanken und der Kellner verschwand so schnell, wie er gekommen war. Imitathyos. Dieses Wort begleitete sie auf ihrem Heimweg.

Am nächsten Morgen begab sich Mina in die Universitätsbibliothek. Im Internet hatte sie keinen einzigen Eintrag über Imithathyos finden können und hoffte, hier mehr über die rätselhafte Insel in Erfahrung zu bringen. Zwei Kommilitonen stiegen in den Lift ein und wollten nach oben, als Mina ihnen zurief, zu warten. Als sie bei der Fahrstuhltür ankam, beschlich sie ein ungutes Gefühl, und sie entschied sich doch lieber für die Treppe.

Kurz darauf bereute sie ihre Entscheidung, als sie acht Stockwerke hochsteigen musste – die weitgeschwungene Wendeltreppe schien kein Ende nehmen zu wollen, und Mina sah die Buchstabenschilder ›X, W, V, U, T, S, R, Q, P, O, N, M, L, K‹ mühsam an sich vorüberziehen. Endlich erreichte sie die Etage mit den Regalen ›J‹ und ›I‹.

Hier durchforstete sie Suchmaschinen und Karteikästen nach Inseln und sonstigen Informationen über Imithathyos. Trotz intensiver Recherche blieb die Suche ergebnislos, und das zwischen Kreta und Ägypten gelegene Reiseziel im Mittelmeer blieb ein Kuriosum.

Minas Blick fiel auf einen falsch einsortierten Roman von Jules Verne: ›20.000 Meilen unter dem Meer‹. Sie zog das Buch aus dem Regal. Auf dem Umschlag war ein Bild einer Unterwasserstadt und der Nautilus abgebildet. Die Bücher von Jules Verne schilderten technische Utopien und Visionen zukünftiger Städte. Nichts anderes schien Imithathyos zu sein: ein Nicht-Ort, der im Internet und in Büchern inexistent war.

Nachdenklich stieg Mina die Wendeltreppe hinab. Sie vernahm ein Poltern und Rufen. Als sie den zweiten Stock mit den ›U‹- und ›V‹-Regalen betrat, um den Jules-Verne-Roman korrekt einzuordnen, erkannte sie, dass das Rufen und Poltern aus dem Fahrstuhlschacht kamen. Ein Bibliotheksangestellter erklärte ihr, dass zwei Kommilitonen im Lift stecken geblieben waren; der Fahrstuhltechniker sei bereits bestellt, der Lift bewege sich keinen Millimeter mehr. Das ungute Gefühl hatte sie also zurecht vorgewarnt und so verhindert, dass Mina jetzt ebenfalls in dem Lift eingeschlossen wäre. In Gedanken versunken, bemerkte sie nicht, wie sie im Rückwärtsgehen auf eine am Boden liegende Creme für UV-Schutz trat. »Uh! Verflixt!«, rief Mina und stolperte leicht, bevor sie das Gleichgewicht wiederfand und sich verärgert nach

der Creme bückte. Die Sonnenschutzlotion erinnerte sie daran, dass sie für die bevorstehende Reise noch Besorgungen zu erledigen hatte.

Am Nachmittag gingen die Zwillingsschwestern gemeinsam einkaufen. Sie wollten sich für den Strandurlaub auf Imitathyos ausrüsten und flanierten durch die Warenhäuser. Sie liebten es, Kleider anzuprobieren und die neuesten Trends zu diskutieren. Ihnen gefielen dieselben Klamotten, und wie damals in ihrer Schulzeit, waren sie heute noch gleich gekleidet.

Auf dem Heimweg kamen sie an einer Kathedrale vorbei, und die Sonne brannte heiß. Xenia drückte das Tor auf und Mina folgte ihr.

Eine erfrischende Kühle erfüllte das Kirchenschiff. Heiligendarstellungen und Weihrauch waren in diesem Neorenaissance-Bau allgegenwärtig. In der Ferne funkelte auf dem Hauptaltar ein Dreieck von Kerzenlichtern. Von der Empore war Orgelspiel zu hören, und die leisen, aber dennoch schweren Klänge verhallten mystisch in der Dunkelheit. Hier wollten sie ein wenig verweilen, um nach dem Einkaufstrubel die andächtige Stille auf sich wirken zu lassen. Xenia betrachtete die Wandmalereien und deutete fragend auf ein Fresko in der Domkuppel, das eine untergehende Welt darstellte.

»Die Darstellung des Jüngsten Gerichts«, flüsterte Mina. »Sie zeigt eine Apokalypse. Sieben Engel blasen auf sieben Posaunen und läuten den Weltuntergang ein, bei dem über die Menschheit gerichtet wird. Die Bösen werden von den Guten getrennt. Links auf dem Fresko sind die Seligen dargestellt, die in den Himmel auffahren, und rechts sind die Verdammten zu sehen, die zur Hölle hinabstürzen. Eine neue Ordnung wird geschaffen und ein neuer Himmel. Eine neue Kirche wird auf Erden gegründet, um das Gleichgewicht zwischen Himmel und Hölle wiederherzustellen.«

»Woher weißt du das alles?«, fragte Xenia leise.

»In einer wissenschaftlichen Arbeit hatte ich über die Offenbarung des Johannes aus dem letzten Buch des Neuen Testaments geschrieben und den Weltuntergang auf seine psychologischen Aspekte hin untersucht.«

»Wenn ein solches Szenario tatsächlich einmal stattfinden sollte, kann man nur hoffen, zu den guten Menschen zu gehören. Was meinst du, gibt es eine

Hölle mit einem Teufel oder einen Himmel mit dem lieben Gott überhaupt? Das ist doch eine ziemlich mittelalterliche Vorstellung.«

»Bestimmt gibt es ein Jenseits, aber es schaut anders aus als auf dem Fresko. An eine Hölle oder an einen Teufel glaube ich hingegen nicht.«

»Das mag so sein. Aber was meinst du, gibt es etwas ursprünglich Böses oder diabolische Kräfte?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Mina und machte eine nachdenkliche Pause. »Vielleicht gibt es doch so etwas wie eine Hölle. Und wenn es die Hölle tatsächlich geben sollte – sie schmunzelte –, »dann frage ich mich, ob sie dort WLAN haben?«

»Wenn die Hölle WLAN hat«, sagte Xenia kichernd, »dann ist das Abonnement bestimmt höllisch teuer.«

Die Zwillingsschwestern prusteten los, und die Köpfe einiger betender älterer Frauen drehten sich zu ihnen um. Sie erkannten, dass sie eindeutig zu laut geworden waren. Beschämt und bemüht, sich zu beruhigen, gingen beide in Richtung Ausgang.

An einem der folgenden Tage brachte Mina das Buch über Heldenmythologie in die Universitätsbibliothek zurück und wollte sich weiter in das Thema vertiefen. Die darin beschriebenen mythologischen Grundmuster hatte sie regelrecht verschlungen, die wichtigen Punkte herausgearbeitet und sich Notizen gemacht.

Als sie die Universitätsbibliothek verließ, klingelte ihr Handy. Xenia war am Apparat und bat Mina, ihr eine historische Chopin-Aufnahme des polnischen Pianisten Ignacy Jan Paderewski mitzubringen. Diese war im Internet nicht zum Download erhältlich, doch Xenia wusste, dass die Universitätsbibliothek diese Aufnahme besaß.

Der Lift war außer Betrieb, und die Technik musste erneuert werden, wie ein Hinweisschild im Hauptgang informierte. Ohnehin hätte Mina sich nicht getraut, den Fahrstuhl zu benutzen, zu sehr fürchtete sie, darin stecken zu bleiben. Also mühte sie sich ihrer Schwester zuliebe hoch bis in den elften Stock.

Die Wendeltreppe und ihre weitgeschwungenen Windungen. Schon wieder! Es war noch anstrengender als beim letzten Mal – die Schilder mit den Buchstaben ›X, W, V, U, T, S, R, Q, P, O, N, M, L, K, J, I, H, G, F, E‹ zogen zäh an Mina vorüber. Immer wieder blieb sie stehen, die Glieder schmerzten, und der Aufstieg war äußerst mühsam.

Auf der Etage mit den Regalen ›D‹ und ›C‹ fand sie eine Mediathek mit CDs, und die von Xenia gesuchte Aufnahme war schnell gefunden.

Beim Hinabsteigen der Haupttreppe begegneten Mina Bibliotheksangestellten mit grimmigen, genervten Gesichtern. Ursache und Wirkung, dachte sie. Die Gebäudeinfrastruktur wurde über Jahre vernachlässigt, und nun war der Lift defekt. Die Bücher mussten hinaufgeschleppt und hinuntergetragen werden, was für eine angespannte Stimmung auf allen Stockwerken sorgte.

Auf Etage 5 vernahm Mina ein Schluchzen in einem der hinteren Räume. Sie ging, um nachzusehen, und fand zwischen den Regalen ›O‹ und ›P‹ einen aufgelösten Studenten an einem Schreibtisch sitzen. Sie fragte ihn, was los sei und ob sie ihm helfen könne.

Er hob den Kopf und sagte: »Mir steht eine OP bevor. Sie haben einen bösartigen Gehirntumor diagnostiziert. Die Operation ist riskant.«

Mina setzte sich zu dem Philosophiestudenten und versuchte, ihn zu beruhigen. Lange unterhielten sich die beiden.

»Wie fühlt sich das Sterben an?«, fragte er. »Und was könnte danach kommen? Gibt es ein Jenseits so, wie es ein Diesseits gibt? Und wenn ja, wo befindet sich das Jenseits?«

Mina hoffte, dass nach dem Tod das Leben fortbestehen würde. Denn wenn sich das Bewusstsein im Nichts auflösen würde, was hätte das alles für einen Sinn? Sie hoffte auf einen Sinn und darauf, dass das Leiden in ihrem Leben und das Kämpfen in den schweren Zeiten für etwas gut sein würden.

Der Philosophiestudent machte sich Gedanken über Alternativrealitäten, in denen das Leben eines jeden einzelnen Menschen anders verlaufen würde und er keinen Gehirntumor hätte. »Vielleicht komme ich nach dem Tod in ein Paralleluniversum«, meinte er und sprach über den Determinismus, demzufolge sämtliche Ereignisse unabänderbar festgelegt sind.

Im Laufe ihres Gesprächs überlegten Mina und der Student, ob es wirklich so sein könnte, dass jedes Ereignis im Universum auf vorangegangenen Ereignissen basiert und somit vorherbestimmt ist.

»Glaubst du, dass freier Wille tatsächlich eine Illusion ist?«, fragte er. »Dass unsere Entscheidungen bereits im Voraus feststehen?«

Mina wollte an die Möglichkeit des freien Willens glauben und daran, dass jeder Mensch die Kraft hat, sein Schicksal zu verändern. Der Student hingegen war geneigt, die Vorherbestimmung als eine Erklärung für die Unausweichlichkeit seiner Erkrankung und der daraus resultierenden Operation zu akzeptieren. Beide unterhielten sich bis spät in den Abend. Mina glaubte, er müsse bald sterben, und das tat ihr unendlich leid. Aber sie irrte sich.

Der Philosophiestudent wird die Operation ohne Komplikationen überstehen und ein viel längeres Leben als Mina haben. Die albtraumhafte Kausalkette, die Mina in unvorhersehbare Untiefen und ins Unbekannte hinabziehen wird, begann allmählich zu klirren. Sie fühlte es in ihrem Unterbewusstsein. Ständig plagten sie Vorahnungen. Doch wusste sie nicht, wie damit umzugehen. Mina entschied, niemandem von dem mulmigen Gefühl zu erzählen und stattdessen das Ganze für sich zu behalten. Ein fataler Fehler, wie sich herausstellen wird!

# 3

Wird alles gut gehen und nichts Schlimmes passieren auf der Schiffsreise? Mina machte sich unentwegt Gedanken. Am Abend vor ihrer Abreise saß sie, von düsteren Ahnungen belastet, vor der Akropolis. Ihr Zaudern, ihre Zweifel bezüglich der Fahrt nach Imithathos drängten sie, die Reise abzusagen, solange es noch möglich war. Die exklusiven Fahrkarten, die Timos ihnen zugesichert hatte, waren inzwischen per Post eingetroffen. Xenia und Dionys waren voller Vorfreude und wirkten wie frisch verliebt. Mina jedoch verstand nicht, was in ihr vorging. Ihr unruhiges Verhalten blieb ihr ein Rätsel. Vielleicht war es die Nervosität vor dieser ungewöhnlichen Reise oder bloß ihre übertriebene Vorsicht. Auch in dem Kellner hatte sie sich getäuscht. Er wollte ihr bloß in bester Absicht ein überzeugendes Gedicht überreichen. Mina brachte es nicht fertig, den gemeinsamen Urlaub jetzt noch abzubrechen. In Gedanken war sie mit den anderen längst aufgebrochen – die Reise hatte bereits ihren unausweichlichen Lauf genommen, als hätte das Schicksal sie unwiderruflich auf diesen Weg geführt.

Die Akropolis hinabschlendernd, hielt Mina an einem Kiosk. Sie überflog die Schlagzeilen. Der Serientäter, über den die Zeitungen laufend berichtet hatten, wurde gestern gefasst. Es war ein verrätseltes Spiel auf Zeit gewesen, das dieser Psychopath mit der Polizei getrieben hatte. Fast hätte es ein fünftes Opfer gegeben, und beinahe wäre der Täter der Polizei entwischt. In allen Zeitungsartikeln war ein blutiges ›X‹ abgebildet, das makabre Markenzeichen des Mörders. Doch damit war nun endgültig Schluss. Nie wieder würde dieser Täter ein Opfer fordern und ihm diesen Buchstaben auf die Stirn ritzen; er würde hinter Gittern kommen und sollte lebenslanglich verwahrt bleiben, so die Stellungnahme der Staatsanwaltschaft. Mina dachte, dass diese Mordserie idealen Stoff für einen Tatsachenroman oder Thriller bieten würde. Doch sie kam schnell zu dem Schluss, dass sie ein solches Genre nicht bedienen wollte.



Bestimmt würde ihr das geheimnisumwitterte Imithathos eine Fülle an Inspiration bieten, aus der sie einen fesselnden Erlebnisroman kreieren könnte.

In Gedanken versunken schlenderte sie die Gasse entlang, bog in eine Straße ein und passierte dabei ein Verlagshaus. Mina hoffte, hier ihr erstes Buch veröffentlichen zu dürfen, und hatte sich bereits auf der Webseite über das Einreichen von Manuskripten informiert. Der Verlagsname, wie sie bereits im Vorfeld herausgefunden hatte, bezog sich auf den phönizischen Prinzen Kadmos. Dieser spielte eine entscheidende Rolle bei der Verbreitung des Alphabets, als er auf der Suche nach seiner von Zeus geraubten Schwester Europa war. Kadmos brachte das phönizische Alphabet, das aus zweiundzwanzig Konsonanten bestand, von seinem Heimatland nach Griechenland. Diese Buchstaben bildeten die Basis für das spätere griechische Alphabet, welches zusätzlich Vokale einführte und den Grundstein für viele moderne Schriftsysteme legte.

Mina bog um die Ecke und beschleunigte ihre Schritte, als sie an einem Geschäft vorbeikam, das sich auf Maschinen für Renovierungsprojekte spezialisiert hatte, insbesondere auf Parkettbodenschleifmaschinenverleih. Auf der anderen Straßenseite befanden sich ein Elektrizitätsversorgungsunternehmen und eine Privathaftpflichtversicherungsgesellschaft. Mina schauderte. Zügig ging sie weiter, um den schleimigen Bandwurmwürmern in ihren durcheinandergeratenen Gedanken zu entfliehen.

Nachdem sie ihre Wohnung erreicht und die Tür hinter sich abgeschlossen hatte, packte Mina ihre Koffer. Alles Wichtige war verstaut, nichts fehlte. Sie stellte den Wecker und legte sich ins Bett. Warum nur, fragte sie sich unentwegt, umging sie ständig dieses mulmige Gefühl? Gedanken an die Titanic, die 1912 mit einem Eisberg kollidiert und gesunken war, gingen ihr durch den Kopf. Doch auf der Strecke von Athen nach Imithathos gab es keine Eisberge, versuchte sie sich zu beruhigen. Zudem war die Theseus moderner und sicherer gebaut als die Titanic.

Mina sank bald in einen tiefen Schlaf. Sie träumte wirr und verschwommen von einem Buch, das sie geschrieben hatte, obwohl es noch gar nicht existierte. Im Traum fand sie sich an einem unwirklichen Ort wieder, an

einem sichelförmigen Tisch sitzend, und wie sie bald erkannte, war sie auf dem Olymp. Sie las den mythischen Göttern aus ihrem imaginären Buch vor, das riesengroß und rätselhaft vor ihr aufgeschlagen lag. Apollon, der Gott der Dichtkunst, erschien ihr in nebelhaften Schleiern, und seine Stimme hallte wie ein fernes Echo von einer wolkenumwobenen Empore herab. Er riet ihr, einen Roman über ihre bevorstehende Reise zu verfassen, und ermutigte Mina, sich ins Unbekannte aufzumachen, um neue Eindrücke zu gewinnen und weitere Erfahrungen in ihrem Leben zu sammeln. Seine Worte schienen wie Wellen durch den Traum zu rauschen und ihr Mut zuzusprechen. Mina nahm seine Ratschläge an, und der Traum veränderte sich weiter, während sie die ersten Kapitel in ihrem noch nicht geschriebenen Roman verinnerlichte.

Nervös saßen Xenia und Dionys am nächsten Morgen im Kafenio und beobachteten jeden, der durch die Tür kam und nicht Mina war. Die Minuten verstrichen schnell, und bald war daraus eine volle Stunde geworden, als endlich Mina, gehetzt und außer Atem, mit ihren Koffern hereinstolperte. Ihr Haar war zerzaust, ihr Gesicht von der Eile gerötet, und der Ausdruck in ihren Augen spiegelte die Panik wider, die sie durchlebt hatte. Mina hatte eine SMS geschrieben, dass sie sich verspäten würde, und Xenia konnte sich lebhaft vorstellen, wie ihre Schwester durch ihre Wohnung gestürmt war, nachdem sie bemerkt hatte, dass ihr Wecker nicht geklingelt hatte. Während der Kellner sich Mina näherte, um die Bestellung aufzunehmen, warf er ihr einen neugierigen Blick zu. Doch bevor er etwas sagen konnte, sah Xenia beunruhigt zur Uhr, und Dionys mahnte, dass die Zeit drängte.

Der Kellner blieb neben dem Tresen stehen und sah zu, wie das Trio mit ihrem Reisegepäck das Kafenio eilig verließ. Sein Blick hing an Mina. Mina, die nach Imithathyos aufbrach. Sie erhielt die seltene Gelegenheit, zu dieser exklusiven Insel zu reisen, über die kaum etwas bekannt war. In den ruhigen Momenten zwischen den Bestellungen hatte er sich oft vorgestellt, Gedichte zu schreiben, die Mina beeindruckten. Er malte sich aus, wie er ihr nach ihrer Rückkehr seine selbst verfassten Texte zeigen würde. Vielleicht, so hoffte er, könnte er damit ihre Aufmerksamkeit gewinnen. Während er Mina aus dem

Fenster heraus noch ein letztes Mal sah, wurde ihm schmerzlich bewusst, dass all seine Träume nur Illusionen waren. Und tatsächlich sollte es das letzte Mal sein, dass er Mina zu Gesicht bekam.

Das Taxi fuhr durch den morgendlichen Verkehr, und während es die Verladedocks passierte und an den Kais entlangfuhr, vorbei an Kränen und Lagerhäusern, hallte ihnen der tiefe Schall eines Signalhorns entgegen. Mina schloss kurz die Augen, während Xenia aufgeregt aus dem Fenster schaute und den geschäftigen Handel am Hafen beobachtete.

Beim Aussteigen waren sie überwältigt von der Luxusyacht. Ihre monumentale Architektur stellte das halbe Areal in den Schatten. Touristen fotografierten die Theseus. Sie machten Selfies und stellten sich für Gruppenfotos zusammen. Die Atmosphäre war von einer elektrisierenden Aufbruchsstimmung erfüllt. Um sie herum hörte Mina das Murmeln von Gesprächen und das fröhliche Lachen der Reisenden. Xenia beobachtete die Passagiere, die eifrig ihr Gepäck auf die Yacht brachten, während Dionys das Personal musterte, das mit professioneller Präzision Anweisungen gab. Gemeinsam gingen sie auf die Yacht zu, das Reisegepäck in der Hand, und während sie die Gangway hinaufstiegen, sahen sie die elegant gekleideten Besatzungsmitglieder, die die exklusiven Gäste mit höflichem Lächeln empfingen und auf ihre Kajüten wiesen.

Der Kapitän und sein Steuermann begrüßten Xenia und Dionys, während die Servicekoordinatorin Mina einen Schiffsplan aushändigte und ihr die Zimmeraufteilung erklärte. Die Yacht hatte zwölf Decks, und die Kajüten befanden sich auf Deck 3. Die mit edlen Stoffen bespannten Treppenstufen schimmerten in seidenmatten Tönen, während die geschnörkelten Geländer in kunstvoll gearbeitetem Gold gehalten waren. Von außen betrachtet wirkte die Theseus wie eine hochmoderne Yacht, doch an Bord verströmte sie die nostalgische Aura eines historischen Dampfers – als wären sie in einem retro-futuristischen Schiff, dachte Mina. Alles wirkte so, als hätte der Architekt, sowohl von Jules Vernes als auch von Isaac Asimovs visionären Utopien beeinflusst, eine Symbiose aus Steampunk und Solarpunk geschaffen.